

FISCHFANG AUF DER KURISCHEN NEHRUNG

Erinnerungen eines Fischersohnes an seine Kindheit in Sarkau
1930–1945

VON KURT DEGGIM

Am 29. August 1930 wurde ich in Sarkau, Kreis Königsberg, auf der Kurischen Nehrung geboren. Sarkau war seinerzeit ein reines Fischerdorf mit ca. 1000 Einwohnern. Es wurde je nach Wetterlage und Jahreszeit in der Ostsee oder im Kurischen Haff gefischt. Auch meine Eltern waren Fischerleute. Man hatte größere und auch kleinere Boote, je nach Bedarf, und weil die Nehrung bei Sarkau nur etwa 500 Meter breit ist, war alles in ein paar Minuten zu erreichen. In den dreißiger Jahren und auch früher war das Leben der Fischerfamilien besonders schwer. Fast alles hing vom Wetter und von der Vermarktung der gefangenen Fische ab. Die Fangsaison in der Ostsee begann normalerweise im März, aber niemals früher, weil es in Sarkau sowie an der ganzen Kurischen Nehrung keinen Hafen gab und der Strand den Winter über vereist war. Dicke Eisbarrieren machten den Zugang zum Wasser unmöglich. Erst wenn der Strand sauber war, konnte es losgehen.

Die Lachsfischerei

In den ersten Wochen fing man den Lachs, der an der Nehrung vorbeizog, mit Treibnetzen. Es wurde nur nachts gefischt. Man hatte offene 10 bis 12 m lange Boote, die mit Segeln und Riemen bewegt wurden. Die Besatzung bestand aus drei oder vier Mann. Jeder Fischer hatte seine 25 bis 30 Lachsnetze. Diese Art von Netzen hat nur eine mit Korkschwimmern an der Wasseroberfläche bestückte Leine, dann nach unten einen Vorläufer, bestehend aus etwa 40 cm langen Schnüren im Abstand von ca. 1/2 m. Daran hing dann das eigentliche Netz 3 m weit nach unten lose im Wasser. Der Lachs schwamm fast an der Wasseroberfläche, dabei biß er sich fest, verfang sich in dem lose hängenden Netzgewebe und rollte sich nach oben ein. Schon von weitem konnte man an der nach unten hängenden Leine erkennen, wo ein Fisch gefangen war. Ein großer Fisch zog die Leine mit den Schwimmern etliche Meter unter Wasser. Am Abend segelte oder ruderte man zu den Fangplätzen. Einen »guten Strich« zu finden war Glücksache, eine gute Nase und viel Erfahrung waren dafür unerlässlich. Alle so an die 100 Lachsnetze knotete man zusammen und setzte oder streckte sie bei langsamer Fahrt aus. Ein Netz war etwa 18 Meter lang, also hatte jedes Boot an die 1800 Meter Netz im Wasser. Am Ende der Schlange wurde das Boot festgemacht, und man ließ sich treiben. Die Fischer konnten bei gutem Wetter ein Nickerchen machen, wenn es nicht zu kalt war. Es genügte, wenn einer aufpaßte. Wenn plötzlich Wind aufkam, wurde es jedoch gefährlich. Dann strafften sich die Leinen der Netze, die sich sofort um die eigene Achse oder Leine aufwickelten. So schnell wie möglich mußten nun die Netze eingeholt werden, und diese Nacht war gelaufen.



Das Dorf Sarkau an der Kurischen Nehrung um 1930, Haffseite. (Foto: Kuhnigh)

Zu Hause am Strand wurde dann der Schaden mit viel Geduld behoben, und am Abend ging es erneut in See. Die Fänge waren sehr unterschiedlich. Wenn ein Boot 20 bis 30 Fische gefangen hatte, war man zufrieden, weil die Fische auch damals schon recht teuer waren. Es gab auch Nächte, da hatte ein Boot mehrere hundert Fische gefangen. So ein Ertrag konnte sich sehen lassen. Lachs konnte man auch früher schon gut verkaufen.



Von den Fischern gestützt und über Rollen (links im Bild) geführt, wird das Boot zu Wasser gelassen. (Foto: Kuhnigh)

Hotelküchen und Delikatessenläden in Cranz oder Königsberg zahlten gute Preise. Das Verkaufen war selbstverständlich Sache der Fischerfrauen. Weil aber der Lachs so teuer war, durfte nicht jede Familie einen Fisch für sich zum Verbrauch mitnehmen, denn einer konnte ja schwerer sein als der andere. Im Schnitt wogen die Fische so 10 bis 20 Kilo. Drei oder vier Fischer hatten eine gemeinsame Kasse. Der Fisch, den jeder für sich brauchte, wurde gewogen und bezahlt. An jedem Wochenende wurde die Kasse aufgeteilt. Der Fischer, dem das Boot gehörte, erhielt einen Teil extra für Boot, Segel und Ausrüstung.

Größere Fischerorte wie Neukuhren an der Samlandküste hatten einen richtigen Hafen. Infolgedessen besaßen dort die Fischer größere Fahrzeuge. Sie hatten ein Deck und ein Ruderhaus und waren auch für schwereres Wetter geeignet, weil die Männer während der Fahrt geschützt waren. Auch brauchten die Motorkutter nicht auf den Strand gezogen zu werden wie unsere Boote.

Die Kutter fischten den Lachs auch im Herbst und Winter mit Angelhaken. Diese Fangmethode war recht aufwendig. Für jeden 8 bis 10 cm langen Angelhaken benötigten die Fischer einen mindestens 5 kg schweren Stein und viel Tauwerk. Den Stein ließ man auf 30 bis 40 m Wassertiefe als Anker auf den Grund, und eine fingerdicke Leine führte zur Wasseroberfläche. Dort war ein ca. 1 m langer Holzschwimmer befestigt, der bunt gestrichen war. Von hier aus erstreckte sich eine ca. 5 m lange dünnere Schnur mit Korkschwimmern bestückt auf der Wasseroberfläche. An ihrem Ende war wiederum ein kleiner Korkschwimmer, etwa 15 x 30 cm groß, befestigt, und daran hing an einer 2 m langen Schnur der eigentliche Angelhaken mit dem Köder. Als Köder nahm man einen möglichst frischen Hering. Hatte nun ein Lachs angebissen, dann war er ja auch bald tot und sank nach unten mit einem Teil der bekorkten Schnüre, nur der bunt gestrichene erste Holzschwimmer



Fischerleben am Ostseestrand. In der Mitte des Bildes (Pfeil) ist eine Winde zu sehen, mit deren Hilfe die schweren Boote an der Ostseeseite an Land gezogen wurden. (Foto: Kubnigh)

zeigte an, wo ein Fisch dranhing. Der Kutter, mit Motorkraft ausgerüstet, brauchte nur dahinzufahren, den Fisch abzunehmen und einen neuen Köder aufzustecken. Auch mit dieser Fangmethode verdienten die Fischer viel Geld.

Die Dorschfischerei

Anfang Mai war dann die Zeit der Lachse vorbei. Für Flunder und Aal war aber das Wasser noch zu kalt. Also fischte man Dorsch, wenn das Wetter nicht zu warm war. Diese Fischerei nahm die ganze Familie mit Kind und Kegel in Anspruch. Den Dorsch fing man mit Angelhaken. Als Köder diente der kleine Sandaal, auch Sutter oder Tobiasfisch genannt, den man in Strandnähe fing. Lange vor Sonnenaufgang ging man zum Strand.

Mit einem kleinen Ruderboot warf man ein für den Sandaalfang gefertigtes Schlepp oder Zugnetz in Hufeisenform unweit vom Ufer aus. Die Enden der Zugleinien befanden sich an Land. Nun warteten die Männer, bis die Sonne aufging, d.h. sobald die Sonne ihren Oberand am Horizont zeigte, zog man das Netz gleichmäßig an Land. Nur bei Sonnenaufgang konnte man den kleinen etwa 10 bis 12 cm langen Fisch fangen, oft in großen Mengen. Wenn die Sonne hoch stand, brauchte man es gar nicht zu versuchen. Der Fisch lebt im Sand auf dem Grund der Ostsee, und man sagte scherzhaft: »Jeden Tag bei Sonnenaufgang kriecht er aus dem Sand und sieht nach, wie das Wetter wird, dann verkriecht er sich wieder.« Jeder der Fischer nahm nun einen Teil Köderfisch mit nach Hause. Nun begann die Arbeit für Frauen und Kinder. Die Dorschhaken hingen beim Fischen an einer Schnur im Wasser. 1,20 m voneinander entfernt hing an einer 30 cm langen Vorschnur immer eine 4 cm lange Dorschangel.

Zur Aufbewahrung an Land wurden die Haken in einen gespaltenen Holzstock geklemmt, die Schnüre hingen nach unten. In einen Stock paßten 120 Haken. Jede Familie hatte so 20 bis 24 Stöcke zu beködern. Hierzu hatte man etwa 60 x 120 cm große Bretter gefertigt, ein Drittel des Brettes war durch eine Holzleiste abgeteilt, auch die Seiten der Bretter hatten eine kleine Kante, damit die beköderten Haken nicht herunterfielen. Drei, höchstens vier Bretter mußten die ganzen Schnüre aufnehmen. Zuerst wurden die Köderfische einfach zerschnitten, 2 oder 3 Stückchen aus jedem Fisch. Nun steckte man ein Stückchen auf jeden Haken und stellte ihn in einer Reihe auf das Brett. Wenn eine Reihe voll war, bedeckte man das Ganze mit Sand. Das verhinderte ein Verheddern der Angelhaken miteinander. So ging die Reihe für Reihe, bis das Brett voll war. Die Schnüre wurden auf dem hinteren Teil des Brettes aufgeschichtet. Wenn die Arbeit fertig war, fuhren die Frauen die Bretter mit den beköderten Haken auf einem Pferdewagen zum Strand. Die Männer packten alles in ihr Boot und fuhren hinaus. Einen Fangplatz fanden sie mit einem Lot. Das Lot war ein einfaches Eisenrohr, welches mit klebrigem Lehm gefüllt war. An diesem Lehm klebte nun, was auf dem Grund war. Die Fischer ließen das Lot sooft auf den Grund fallen, bis sie glaubten, einen guten Fangplatz gefunden zu haben. Man wußte ungefähr, was für eine Bodenbeschaffenheit der Dorsch bevorzugt. Dort ließ man einen Stein als Anker auf den Grund. Daran war das Ende der Angelschnur befestigt. An einer zweiten Leine, die zur Wasseroberfläche führte, war eine selbstgefertigte Boje mit einer Flagge angebunden. An den Flaggen erkannte man, ob hier die Angelschnur anfang oder endete. Ein Fähnchen bedeutete Nordende, zwei zeigten das Südende an. Ost und West waren durch farbige Fähnchen angezeigt.

Nun wurden, langsam rudern, die Angelschnüre ausgelegt. Zu diesem Zweck mußte immer gerudert werden, denn wenn doch etwas verhakt war, konnte rückwärts gerudert werden, während sich das Boot mit Segeln nicht bremsen ließ. Wenn die ganzen Schnüre ausgelegt waren, die einige Kilometer weit reichten – ein Stein und eine Boje markierten das Ende der Schnur –, dann segelte man nach Hause, ein arbeitsreicher Tag ging zu Ende, die Dorsche durften sich bedienen. Am nächsten Tag fing die Arbeit so gegen 2 oder 3 Uhr morgens an. Die Männer segelten zu den Angelschnüren und holten sie ein. Meist um die Mittagszeit waren sie zurück. Voller Spannung wurden sie erwartet. Wieviel hatten sie wohl gefangen? Der Fang wurde am Strand gewaschen und dann aufgeteilt. Der Bootseigner erhielt immer ein paar Körbe extra für sein Fahrzeug, sonst aber teilte man den Dorsch Korb für Korb auf.

Fischverkauf

Jeder Fischer hatte nun mehrere Zentner und mußte sehen, wie er den Fang zu Geld machte. Meistens wurde der Pferdewagen beladen, und noch am selben Abend fuhren die Frauen den Fisch nach Königsberg und verkauften ihn am anderen Tag auf dem Fischmarkt.

Es ist aber auch vorgekommen, daß die Reisen nicht am Bestimmungsort endeten. Wenn die Frauen am Abend losfuhren, waren sie noch recht aufgeregt von den Ereignissen des Tages, sie redeten über zuhause, die Familie und den Fischfang. Nach einer guten Stunde Fahrzeit ging ihnen meistens der Gesprächsstoff aus, und sie wurden müde. Vernünftigerweise durfte eine nun ein Nickerchen machen, die andere kutscherte alleine, später löste man sich ab. Aber die Kutscherin war auch nur ein Mensch, und das Bedürfnis zu schlafen kann ganz schön hartnäckig sein. Eine Weile hielt sie sich noch wach, doch bald war der Kampf verloren, und die Gute schlief vorerst ein bißchen, dann etwas fester ein, die Pferdchen kannten ja den Weg auch ohne Aufsicht, und Verkehr gab es zu der Zeit fast nie auf

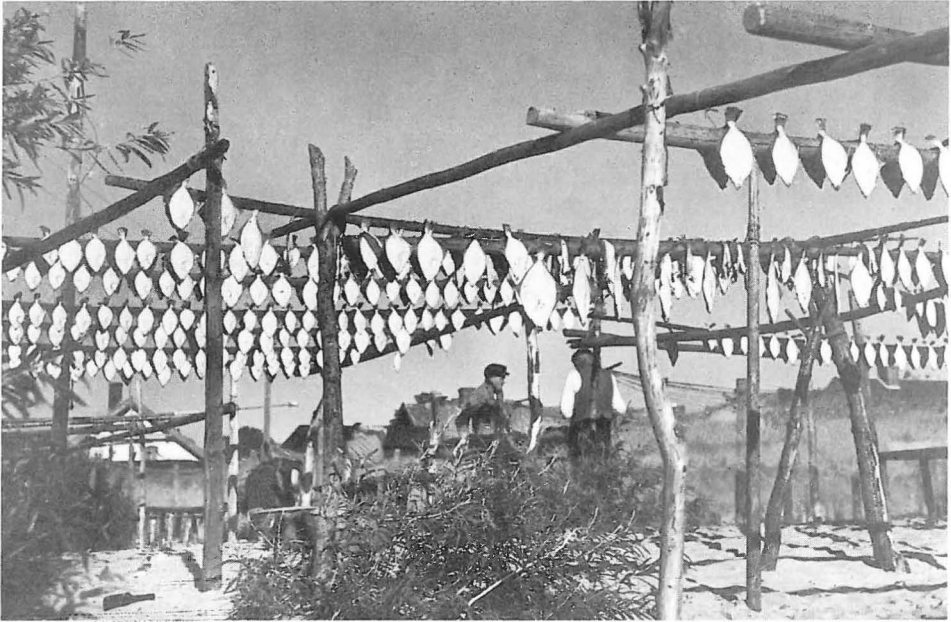
der Straße. Doch die Fahrt ging durch mehrere Bauerndörfer, und übermütige Bauernbuben tummelten sich noch auf den Straßen

Wenn nun so ein Fischwagen den Ort passierte, erwachte bei den Buben das Verlangen, etwas anzustellen. Wortlos liefen sie neben den Pferden mit und ergriffen die Zügel. Meistens scheuten die Pferde, veränderten ihre Gangart und die Frau wachte auf. Mit der Peitsche verschaffte sie sich Respekt, die Buben hatten was zu lachen. Es hat aber auch Fälle gegeben, da wachte keine der Frauen auf, und es gelang den Burschen, den Pferdewagen umzudrehen; eine Straßenkreuzung oder ein großer Platz machten das möglich. Die Pferde trabten ruhig weiter, aber in die Gegenrichtung. Machte eine der Frauen die Augen auf, dann stellte sie noch lange nicht fest, wohin sie fuhr. Die Pferde trabten ja in die dunkle Nacht, und man war beruhigt, wo es doch nur die eine Straße gab. Der Schreck war aber groß, wenn die Frauen merkten, was mit ihnen geschehen war. Sie mußten sofort umdrehen, denn am Morgen mußten sie ja auf dem Fischmarkt sein. Von dem Vorfall durfte selbstverständlich niemand erfahren, denn wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Es soll aber auch Fälle gegeben haben, wo die Pferde bis nach Hause liefen und statt in Königsberg auf dem Fischmarkt zu Hause auf ihrem Hof standen. Der Ärger war dann groß, denn der Fisch war nicht mehr zu gebrauchen. Während die Frauen auf dem Fischmarkt waren, wurden nasse Angelschnüre von den Daheimgebliebenen aufgeklärt und gereinigt. Am nächsten Tag fing ja der Zirkus von neuem an: Köderfischen, beködern und auslegen.

Als später eine Genossenschaft jeden Fisch abkaufte, da fischten die Leute sogar mit zwei Sätzen Angelschnur. Die Männer fuhren ganz früh hinaus und holten die am Vortag ausgelegten Schnüre ein. Die Frauen und vielleicht ein paar alte Männer mußten bei Sonnenaufgang Köderfische fangen und den zweiten Satz Haken beködern. Wenn die Männer am Mittag zurück waren, dann lud man den Fang aus, neue Angelschnüre ein und brachte sie zum Fangplatz. Die Frauen hatten nun noch den Fang zu verarbeiten. Die kleineren Dorsche wurden geköpft, geschlachtet, paarweise zusammengebunden, zum Trocknen aufgehängt und am späten Nachmittag geräuchert. Für einen Zentner Räucherfisch zahlte der Abnehmer 36 RM, ein Zentner Frischfisch brachte nur 15 RM. Mit dem Räuchern, Verpacken und Abliefern der Fische endete ein langer Tag für die ganze Familie. Aber wenn es am Wochenende angenehm in der Kasse klingelte, machte das alles wieder gut. Bevor die Genossenschaft gegründet wurde, hörte man Ende Mai mit dem Dorschfang auf, denn ohne Abnehmer war er nicht absetzbar. Danach konnte den ganzen Sommer auf Dorsch gefischt werden.

Flundern

Wenn das Wasser warm wurde, konnten nur noch Flundern gefangen werden. Die Räucherflundern verkauften die Frauen in Königsberg. Den Transport dorthin erledigte ein Lkw-Fahrer. Früh am Morgen brachte der Lkw die Frauen mit den Räucherflundern nach Königsberg zum Fischmarkt, wo sie den Fisch bis mittags verkauft haben mußten. Der Rest wurde verramscht. Am späten Nachmittag waren die Frauen wieder zu Hause. Da die Flunder mit Stellnetzen gefangen wurde, hatte die Familie nicht ganz so viel zu tun, alle Arbeiten, außer dem Räuchern und Verkaufen, erledigten die Männer. Man arbeitete mit zwei Satz Stellnetzen. Früh am Morgen wurden die Netze vom Vortage eingeholt, schon am Vormittag brachte man den Fang nach Hause und hängte die Netze zum Trocknen auf. Der Fisch wurde ausgenommen, paarweise zusammengebunden, zum Trocknen aufgehängt und am Abend geräuchert. Die Männer brachten aber am Nachmittag schon wieder



Immer paarweise, mit der weißen Seite zur Sonne, wurden die Flundern an langen Holzstämmen zum Trocknen aufgehängt. Diese Arbeit war gewöhnlich Frauensache. (Foto: Kuhnigh)

neue Netze zum Fangplatz und sorgten so für reichlich Vorrat, denn die Räucherflunder war seinerzeit bei den Badegästen sehr beliebt.

Zum Räuchern der Flundern hoben die Männer auf ihrem Grundstück eine Grube von 4 bis 5 m Länge, 2,5 m Breite und 70 bis 80 cm Tiefe aus, die sie etwa einen Meter breit ausmauerten oder mit Steinen abstützten und die man mit je zwei Pfählen überbrückte. Auf



In Erdgruben wurden die Flundern geräuchert. (Foto: Kuhnigh)



Nach dem Räuchern wurden die zum Trocknen und Räuchern paarweise zusammengebundenen Flundern vorsichtig wieder getrennt. (Foto: Kuhnigh)



*Beim Auslaufen der Boote nahmen die Fischer die Riemen zur Hilfe, damit sie möglichst schnell über die Brandung kamen und nicht mit der nächsten Welle wieder auf den Strand zurückgeschleudert werden konnten.
(Foto: Kubnigh)*



Das Strandrettungsboot wurde mit Pferden zum Strand gezogen und mit einer Wippe zu Wasser gelassen (oben und rechts). (Foto: Kubnigh)

dieses Lager oder Gerüst wurden die Räucherspieße quergelegt und später die Flundern daran gehängt. Sie hingen etwa 50 cm über dem Boden der Grube. Geräuchert wurde grundsätzlich mit Tannen- und Kiefernzapfen, die man im Wald gesammelt und getrocknet hatte. Wie schon gesagt, trockneten die Fische paarweise zusammengebunden auf Stangen. Es sollte aber nur das Wasser abtrocknen, damit die Fische beim Räuchern nicht aufplatzten; Trockenfisch, wie ihn die Norweger machen, wollte man nicht haben. Bevor die Flundern aufgehängt wurden, stellte die Fischerfrau fest, woher der Wind kam, denn danach bestimmte sie, welche Seite der Räucherbude, so nannten wir die Grube, in Betrieb genommen werden sollte. Der Wind sollte ja den Rauch von ihr wegwehen. In der Bude hatte ungefähr ein Zentner Flundern Platz. Auf den Boden unter den aufgehängten Flundern wurde eine dünne Schicht Tannenzapfen gelegt, ein Schuß Brennspiritus darüber gespritzt, und dann wurde angezündet. Nach einer kurzen Zeit schüttete die Frau Kiefernzapfen auf die Flammen, die für starke Rauchbildung sorgten. Über den Fisch legte man noch Bretter und nasse Säcke, damit der Rauch nicht so schnell wegziehen konnte. Die Frau mußte nun ständig bei den Fischen bleiben, denn wenn die durch Kiefernzapfen erstickten Flammen wieder aufloderten, mußten sie gelöscht werden. Da saß sie nun, auch wenn es regnete, bewaffnet mit einer Räucherkusche, einer Art Feuerpatsche, und ließ nichts anbrennen.

Nach einer oder auch eineinhalb Stunden war der Fisch fertig, wurde zum Abkühlen abgedeckt und das Feuer gelöscht. Nach einem gelungenen Räuchervorgang waren die Flundern goldgelb und dufteten köstlich. Beim Auseinanderschneiden mußte höllisch aufgepaßt werden, daß Köpfe und Schwänze nicht abgebrochen wurden, denn zum Verkauf sollte der Fisch möglichst ganz sein. Nun erst wurde der Fisch gesalzen und in Körbe



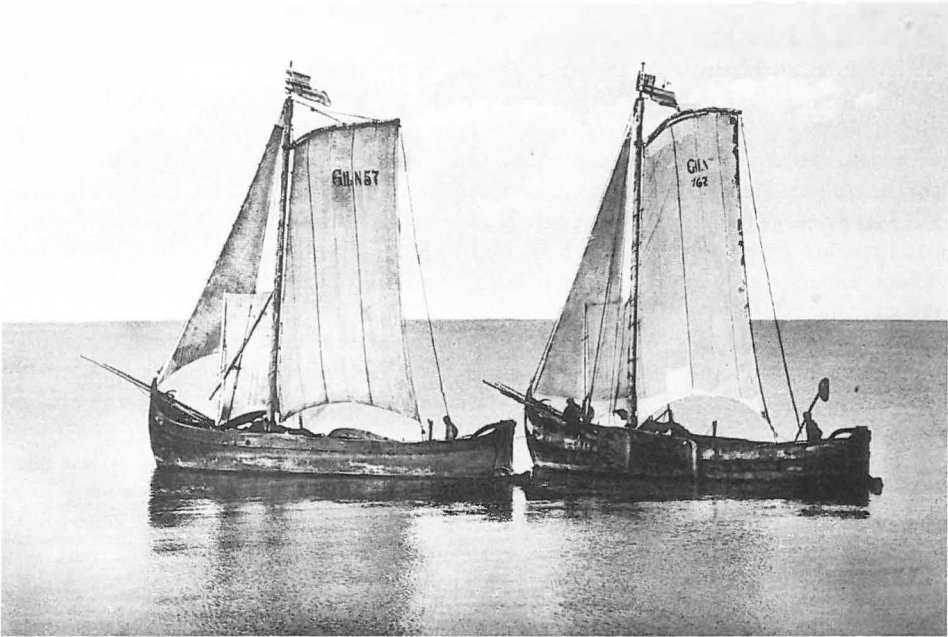
gepackt. Die heruntergefallenen oder die trotz aller Vorsicht beschädigten Fische durfte die Familie essen. In den Flundernetzen fing man auch oft Steinbutt. Da dieser Fisch nicht geräuchert wurde, mußte er anderweitig verkauft werden. Es gab ja keine Gelegenheit zum Kühlen oder gar Tiefgefrieren, und zum Verzehr für die Familie war Steinbutt zu kostbar. Das kam nur im Notfall in Frage, wenn kein Abnehmer da war und der Fisch umzukippen drohte. Bei meinen Eltern war das aber selten ein Problem, unser Nachbar hatte ein Restaurant, in dem es überwiegend Fischgerichte gab. Gustav Kiehr, so hieß der Wirt, war kein Ostseefischer und kaufte jahrelang unseren Steinbutt und anderen teuren Fisch für den Mittagstisch seiner Badegäste. Er zahlte gut und verdiente trotzdem noch ordentlich an einem Edelfisch, den er uns abkaufte.

Doch mit Ende der warmen Jahreszeit endete auch die gute Zeit der Flunderfischerei. Erneut begann die Jagdzeit auf den Dorsch, die bis spät in den Herbst andauerte, bis die Stürme kamen und das Fischen gefährlich wurde. Ein Drama war es, wenn die Fischer auf See vom Sturm überrascht wurden, dann herrschte auch zu Hause Alarmstimmung. Draußen auf See passierte nichts, aber das Landen war dann sehr gefährlich. Kaum hundert Meter vom Ufer entfernt war eine gefährliche Sandbank, wo bei Sturm immer eine grobe Brandung entstand. Diese Sandbank zog sich an der ganzen Kurischen Nehrung entlang, und nicht wenige Fischer haben dort ihr Leben gelassen. Es ist vorgekommen, daß eine schwere See das Heck des Bootes anhub und das Vorschiff gegen die flache Sandbank drückte. Dabei kippte das Boot praktisch über Kopf und ging meist zu Bruch. Die Fischer mußten sich dann auf Gott und ihre Schwimmwesten verlassen. Anfang der zwanziger Jahre sind auf diese Weise dreizehn Fischer in einer dunklen Sturmnacht ertrunken.

Die Fischerei mit Keitelkähnen

Einige Fischer aber fischten trotz aller Gefahren den Dorsch bis in den Winter hinein, weil er sich in der kälteren Jahreszeit besser verkaufen ließ. Wenn der Strand dann vereiste, war mit dem Fischen endgültig Schluß. Einige Fischer wechselten frühzeitig rüber zum Kurischen Haff und versuchten da ihr Glück. Sie besaßen – auch mein Vater – im Haff einen Keitelkahn, eine gute Alternative zur Fischerei in der Ostsee bei schlechtem Wetter. Die Keitelkähne waren äußerst robuste Fahrzeuge. Aus dicken Eichenplanken gebaut, mit einem flachen Boden, etwa 15 m lang, vorne und hinten mit einer Kajüte versehen, konnte man fast bei jedem Wetter damit fischen. Die Kähne waren auf Grund ihrer Bauart sehr schwer, hatten einen Tiefgang von nur einem halben Meter und waren mit Großsegel, Kleinsegel und Fock betakelt. Zusätzlich konnte man noch weitere Segel setzen, so viel wie sich am Mast halten konnten. Besonders beim Fischen und bei wenig Wind waren der Phantasie keine Grenzen gesetzt. Der Großmast hatte einen Durchmesser von 30 cm und war so an die 12 m lang. Das schwere Schleppnetz, das Keitel, wurde mit Segeln geschleppt, daher der Name Keitelkahn. Das Netz sah ungefähr so aus wie die Schleppnetze der Wurster Krabbenkutter, nur etwas größer. In der Mitte des Netzes wurde mit einem aus Netz gefertigten Trichter, Inkel genannt, verhindert, daß die Fische wieder zurück konnten, wenn sie merkten, daß das Netz hinten dicht war. Der Trichter machte das Netz zur Einbahnstraße. Richtig in Fahrt kamen diese Boote erst ab 4 bis 6 Windstärken. Wenn es mehr wurde, nahm man zuerst einige Segel weg. Wenn das noch nicht reichte, konnte das Großsegel gerefft werden, und schlimmer wurde es kaum. Zum Fischen war das Netz an einer Seite außenbords befestigt. Eine ca. 50 m lange Verbindung aus Stahltrosse und Kette zwischen Kahn und Keitel ermöglichte das Fischen auch bei schwerem Wetter. In solchen Situationen durfte man nicht zu viele Segel setzen, denn dann wurde durch die starke Zugkraft das Keitel zu sehr vom Grund abgehoben. Es kam vor, daß man bei schweren Sturmböen das Netz vom Kahn aus sehen konnte. Es fischte dann nicht mehr, denn besonders bei schlechtem Wetter hielt sich die Mehrzahl der Fische am Grund auf. An die Ketten, die das Schleppgeschirr bildeten, hängte man zusätzlich große Steine, sie sollten das Abheben des Netzes vom Grund verhindern. Auch konnte man beim Schleppen des Netzes mit dem Kahn fast bis zu einem Drittel am Wind segeln. Das Boot hatte ja immer das Bestreben, voraus zu segeln, nur das schwere Netz bremste die Vorausfahrt. Der Kahn hatte zum Segeln ein Seitenschwert, das man zum Fischen hochzog. So wurde aus der Vorausfahrt eher ein Treiben.

Auch eine Wende konnte während des Schleppvorgangs durchgeführt werden. Das ging so: Ungefähr in der Mitte am Schleppgeschirr war eine dicke Leine befestigt, die lose zum Kahn führte und nur zum Wenden und Hieven diente. Wollte man nun wenden, weil ein anderer Kahn in die Quere kam oder man auf das Land zutrieb, dann warf man die Losleine um den Vorsteven, ließ sie unter den Boden rutschen und machte sie an der Leeseite vorne fest. Auch achtern zog man ein loses Stück Kettenende vom Schleppgeschirr über das Heck unter den Boden und machte es achtern genauso an der Leeseite stramm fest. Mit der Kette, die zum Schleppen am Mast befestigt war, machte man es genauso. Dann warf man die beiden Ketten von der Luvseite los und ließ sie ins Wasser fallen. Der Kahn hatte nun das Bestreben, voranzusegeln, wurde aber durch die Leinen vorne an der Leeseite gebremst und zum Wenden gezwungen. Das eigentliche Wenden besorgte der Wind. Während des Manövers zog man achtern die lose Kette von der Leeseite – die durch die Wende zur Luvseite wurde – stramm und machte sie fest. Das Schleppgeschirr bestand nun eine kurze Zeit aus der achteren Kette und der Losleine. Möglichst schnell holte man nun die zweite Kette durch und machte sie am Mast fest, ließ die steife Leine vorne locker und



Wie diese Keitelkähne des Kurischen Haffs trugen die Sarkauer Keitelkähne Gaffelsegel. Die Boote aller anderen Dörfer der Nehrung führten dagegen Sprietsegel. Postkarte. (Archiv DSM)

alles war wieder in Ordnung. Auch das Großsegel war zur anderen Seite gebracht worden, die Schot auf Leeseite festgemacht, und man trieb jetzt in eine andere Richtung. Oft wurde das Netz am Abend ausgesetzt, und wenn sich der Wind nicht änderte, konnte man bis zum Morgen fischen. Am Abend nach dem Aussetzen wurden Fische gegrillt oder am Spieß gebraten, eine Kiste mit Sand war auch da.

Ich fuhr meistens bei meinem Vater an Bord mit, da durfte ich oft die ganze Nacht durch schlafen, Vater paßte ja auf. Mit dem Keitelkahn konnte so lange gefischt werden, bis das Haff zufror. Vorne im Kahn hatten wir eine Kajüte, in der eingeschränkt gewohnt und geschlafen werden konnte. Ein Kanonenofen sorgte für behagliche Wärme, und es konnte auch gekocht werden, denn es gab Zeiten, da waren die Fischer eine ganze Woche unterwegs.

In Labiau, einer Kleinstadt am Haff, die durch den Fluß Deime mit dem Haff verbunden war, befand sich eine kleine Fischmehlfabrik. Dort lieferte man den Fisch ab, wenn der Fischraum voll war, und am Wochenende segelte man mit dem Erlös nach Hause. Für die Familie war das eine schöne Zeit, weil sie nichts mit der Fischerei zu tun hatte. Nur der Ehemann war nicht zu Hause. Wenn in Labiau kein Fisch gebraucht wurde, machten die Fischer kurze Reisen, d.h. sie kamen jeden Tag nach Hause, den Fisch aber mußten sie dann selbst verkaufen. Dies war dann die Aufgabe der Frauen, bei uns die meiner Mutter. Der Pferdewagen wurde beladen, und am frühen Morgen fuhr sie los. Manchmal durfte ich mit, das wurde immer ein aufregender Tag. Von einer Fangreise, die oft 24 Stunden dauerte, hatten wir so 10 bis 12 Zentner gemischten Fisch, und den mußten wir an den Mann bringen. Zwischen Cranz und Königsberg lagen große Bauernhöfe, ja sogar Rittergüter, und dorthin brachte meine Mutter den Fisch. Vom Gutsherrn bis zum Gesinde kriegten alle ihren Fisch. Mutter wußte aus Erfahrung, wer sich was leisten konnte. Nicht alle hatten

Geld, wenn es um das Bezahlen ging, aber das war für Mutter überhaupt kein Problem, dann bezahlte man eben mit Naturalien.

Wir hatten zu Hause zwei Pferde, eine Kuh und viel Federvieh. Wenn nun der beste Fisch ausgesucht war, der zum Verzehr gut war, wurde der Rest, kleine Stinte und Kaulbarsche, als Futterfisch verramscht. Als Schweinefutter war alles gut und für die Bauern angenehm als Zufutter, weil man ja dafür kein Geld brauchte. Als Gegenleistung brachte ein Knecht ein paar Zentner Hafer mit einer Schiebkarre, ein anderer belieferte uns mit Kleie oder Gerste, je nachdem was Mutter gerade so brauchte. Der Winter stand vor der Tür, und man brauchte vieles. Wenn wir nach Hause fuhren, war der Wagen voll beladen bis zum Gehnichts mehr. Jeden Herbst machten wir ein paar Fahrten zu den Höfen, und der Wintervorrat war gesichert.

Die Fangreisen mit dem Keitelkahn wurden solange durchgehalten, bis das erste Eis zu sehen war. Wenn sich morgens am Ufer schon Grundeis bildete, wußten wir, daß es wohl der letzte Tag sein würde. Es wurde aber auch dann noch ausgelaufen und gefischt, obwohl sich bis zum Abend oft soviel Eis gebildet hatte, daß man kaum noch seinen Ankerplatz erreichen konnte. 1944 im Dezember gab es so einen Tag. Früh am Morgen, es war noch dunkel, liefen mein Vater und ich zum Fischfang aus. Es war bitter kalt. Mein Vater hatte Bedenken und überlegte, ob es überhaupt einen Sinn hätte auszulaufen, aber er entschied sich doch dafür. Es wehte ein strammer Nordost und wir kreuzten eine Weile. Als Vater meinte, am richtigen Ort zu sein, setzten wir unser Keitel aus. Anfangs fischte es sich noch ganz gut, aber dann frischte der Wind immer mehr auf und erreichte Sturmstärke. Am frühen Nachmittag meinte Vater: »Nun laß es genug sein«, und wir machten uns fertig zum Hieven. Doch das Hieven erwies sich als derart schwierig, wie auch Vater es kaum je erlebt hatte. Er mußte alle Tricks anwenden, die er kannte. Nicht nur der Sturm machte uns zu schaffen, sondern auch die Kälte. Jeder Tropfen Spritzwasser war gleich zu Eis gefroren, das Schleppegeschirr war glatt und rutschte durch unsere beesten Handschuhe.

Mit viel Mühe und harter Knochenarbeit gelang es uns, das Keitel einzuholen. Der Fang entschädigte uns aber sehr, und die Mühe war bald vergessen. Das Hieven und Einkäschern der Fische hatte viel Zeit in Anspruch genommen, es wurde Abend, und es war Eile geboten, nach Hause zu kommen. Bei diesem Sturm, den wir auch noch von achtern hatten, dauerte es eine gute halbe Stunde, bis wir vor unserem Dorf ankamen, aber nun begann erst die Schwierigkeit. Einige hundert Meter vom Ufer hatte sich eine dichte Eisdecke gebildet, die sich leicht von den Wellen bewegen ließ. Wir hatten beigedreht, ließen uns treiben und beobachteten das Geschehen. Was sollten wir tun? Viel Zeit blieb uns nicht. Vater überlegte kurz, dann ging er nach vorne und hängte ein paar Buchten von der Ankerkette ins Wasser, um so die Flanken des Fahrzeugs zu schützen, dann kam er nach achtern, nahm das Ruder aus meiner Hand und sagte: »Ich glaube, wir brauchen diesen Kahn in unserem Leben nicht mehr«, ob ich es glaubte oder nicht. Leider behielt mein Vater recht.

Ganz langsam drehte er den Vorsteven des Fahrzeugs in Richtung Eisdecke. Wir nahmen Fahrt auf, und mit vollem Großsegel donnerte unser Kahn durch die fast geschlossene Eisdecke. Die Fahrt verlangsamte sich, und schließlich standen wir fest umklammert im Eis. Wir mußten an Bord übernachten, denn für diese paar Meter nach Hause gab es noch kein festes Eis und auch kein Wasser, um mit dem Handkahn an Land zu gelangen. Am anderen Morgen konnte man auf Socken über das Eis bis nach Hause gehen. Das Haff froh normalerweise Mitte Dezember zu. Die Kähne blieben im Wasser eingefroren, bis das Eis im Frühling auftaute.

Es war eine schöne Zeit mit den Keitelkähnen. In den letzten Jahren durfte oder mußte ich schon mitfahren und meinen Mann stehen. Schlimm war es nur, wenn der Wind überraschend einmal einschloß. Die Segel hingen herunter wie nasse Säcke, und eine leichte

Dünung brachte den Kahn so zum Schaukeln, daß nur ganz Seefeste sich wohlfühlten. Die anderen mußten zugeben, daß das Essen auf dem Hinweg besser schmeckte als zurück. Nun, auch die Möwen wollten leben.

Die Klapperfischerei

In den ersten Wintertagen ging in der Fischerei nichts mehr. Das Eis war noch zu schwach zum Fischen. Ganz Mutige versuchten dann, in den Schilfbuchten eine Mahlzeit zu ergattern, aber oft endete der Versuch mit einer nassen Hose. Wenn der Frost anhielt, dauerte es meist nur ein paar Tage, bis man das Eis zum Fischfang betreten konnte. Alle Utensilien, die zum Eisfischen benötigt wurden, packte man auf einen Schlitten, und auf ging es zur Klapperfischerei. Gefangen wurde der kleine Kaulbarsch. Hierfür gab es Kaulbarschnetze, einfache 14 m lange, 1 m breite Netze mit 14 bis 20 mm Maschengröße, die glatt wie ein Maschendrahtzaun im Wasser standen. Man nahm 6 bis 8 Netze mit und ein Klapperbrett. Das war ein Eichenbrett von 5 m Länge, 30 cm Breite und ca. 3 cm dick. An einem Ende des Brettes war ein halbrundes Holzstück von 12 cm Durchmesser befestigt. Zwei Holzhämmer gehörten auch dazu, eine Stange, mit der man die Netze unter das Eis schob, mit einer Länge von jeweils einer Hälfte des Netzes, eine Eisaxt zum Löcherschlagen, Schaufeln zum Reinigen der Löcher von Eisstücken, einige Meter Schnüre, kleine Holzschwimmer und ein Segel als Windschutz. Wenn nun alles beisammen war, ging man früh am Morgen zu Fuß los, oder man band Schlittschuhe unter und lief dann einige Kilometer dahin, wo man den Fisch vermutete. Die Schlittschuhe waren lange Holländer mit Holzaufgabe und wurden mit einer Schnur an die Gummistiefel gebunden. Bei Rückenwind spannte man noch ein kleines Segel auf. So entwickelte sich ein rasantes Tempo, wobei die Schritte der Läufer oft 5 bis 6 m lang waren. Am besten ging es, wenn man sich an der Deichsel vom Schlitten festhielt. Zu der Fischerei gehörten fast immer zwei Männer.

Am Fangplatz angekommen, hackte ein Fischer drei kleine Löcher ins Eis, steckte jeweils einen 2,50 m langen Pfahl hinein und spannte ein Segel als Windschutz auf. Der andere hackte schon ein ein Quadratmeter großes Loch und befreite es von Eissplittern. Nun schob man mit der langen Stange die Netze unter das Eis. Das Netzende hakte man auf einen in das Stangenende geschlagenen Nagel und schob jeweils die eine Netzhälfte in eine, die andere Hälfte in die gegenüberliegende Richtung. So entstand da, wo das Loch war, ein doppeltes Netzkreuz mit acht Hälften in verschiedenen Richtungen. An diese gekreuzten Netze, die auf dem Grund lagen, hatte man dünne Schnüre zur Wasseroberfläche gespannt und oben mit kleinen Schwimmern versehen. An dem Zucken der Schwimmer konnte später festgestellt werden, ob und wann Fische in die Netze liefen. Wenn nun Netze und Schwimmer an Ort und Stelle waren, schob man das etwa 5 m lange Klapperbrett an einer Ecke des Loches unter das Eis. Das andere Brettende, das einen halbrunden Kopf besaß, lag an der gegenüberliegenden Ecke des quadratischen Lochs auf der Eisdecke auf. Einer der Fischer schnappte sich nun die beiden Holzhämmer und schlug kräftig in einem Takt auf das Brettende. Der Schall, der hiervon ausging, lockte den Fisch an. Nun konnte, wie schon gesagt, am Schwimmer beobachtet werden, ob und wieviel Fisch da war. Nicht selten liefen ganze Schwärme in die Netze, dann zogen die Fische die Schwimmer langsam nach unten. In so einem Fall brauchte man nicht lange zu schlagen. An der Schnur zog man die Netze hoch, ein schönes fischiges Durcheinander kam zum Vorschein. Von oben angefangen zog man ein Netz nach dem anderen aufs Eis. Oft waren die Netze so voll, daß fast in jeder Masche ein Fisch hing. Durch Schütteln der Netze befreite man den Fisch vom Netz und konnte den verstreuten Kaulbarsch zusammenfegen

und in den Schlitten verladen. War aber kein Schwarm in der Nähe, dann war die Sache eher mühselig, und nicht selten zog man die Netze aufs Eis mit nur ein paar kleinen Fischchen drin.

Wenn diese Stelle abgefischt war, lud man alles auf den Schlitten, brach das Windschutzsegel ab und zog weiter. An einem Tag fischte man je nach Fang 4 bis 6 Löcher ab. Mit dieser Fangart konnten auch andere, größere Fische gefangen werden, z.B. Zander mittlerer Größe. Man brauchte entsprechende Netze mit passenden Maschenweiten, alles andere war wie beim Kaulbarschfang.

Sobald die Eisdecke eine Stärke von ungefähr 15 cm erreicht hatte, spannte man ein Pferd vor den Schlitten. Gemütlich fuhren nun die Fischer mit Pferd und Schlitten aufs Haff hinaus zum Fischfang. Wenn später im Januar der Schneefall begann, konnte man ohne Pferdekraft sowieso nicht viel machen. Auch größere Mengen gefangener Kaulbarsch wurden zum Problem.

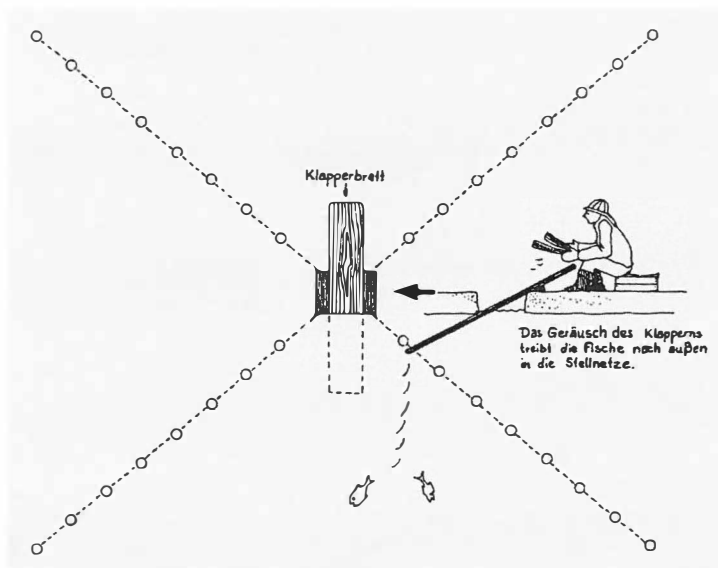
Die Eisfischerei mit Stellnetzen

Neben der Klapperrfischerei wurde Brassenfang mit Stellnetzen betrieben. Diese Netze waren so lang wie die Kaulbarschnetze, nur doppelt so breit, in etwa wie Flundernetze. Gut zwei Meter breit hatten sie eine Maschenweite von ca. 45 mm. Das feine Netzwerk war eigentlich ein Drittel breiter, aber ein zweites Netzwerk, wir nannten es Gaddern, hatte eine Maschenweite von ca. 20 bis 25 cm und bestimmte die eigentliche Breite der Stellnetze. Diese Gaddern bildeten das Gerüst und hatten die Aufgabe, das lose Netzwerk zu Säcken zu machen. Oben und unten waren die Netze in dünne Leinen eingefaßt. Oben steckte man aus Pappelrinde gefertigte Schwimmer auf, unten wickelte man hühnereigroße Steine in Tuch und befestigte sie als Grundgewichte an der Leine. War nun ein Netz auf dem Grund ausgelegt, so bildete es eine Wand. Der Fisch schwamm durch die Gaddern, zog das lose Netzwerk hindurch, bildete einen kleinen Sack und verfring sich hilflos in den feinen Maschen.

Die Fischerei mit Stellnetzen betrieb man, wenn der Winter recht kalt war und die Kaulbarsche knapp wurden. Mit dem Pferdeschlitten fuhr man zu den Stellen, wo die Fischer aus Erfahrung den Brassen und Zander vermuteten. Es wurden 40 x 100 cm große Löcher ins Eis geschlagen. Mit der langen Stange schob man das Netz unter das Eis, zuerst das eine, dann das andere Ende. In jedes Loch kam ein Netz. Jeder Fischer hatte so an die 20 Brassenetze untergeschoben. Alle paar Tage fuhr man zu den Netzen, hackte das neu zugefrorene Loch auf und holte jedes Netz einzeln aufs Eis, entnahm den Fang, schob das Netz erneut unter das Eis und fuhr nach Hause. In einem normalen Winter hatte die Eisdecke eine Stärke von 30 bis 40 cm, aber es gab auch Jahre, da war sie einen Meter dick und mehr. Dann ruhte fast die ganze Eisfischerei.

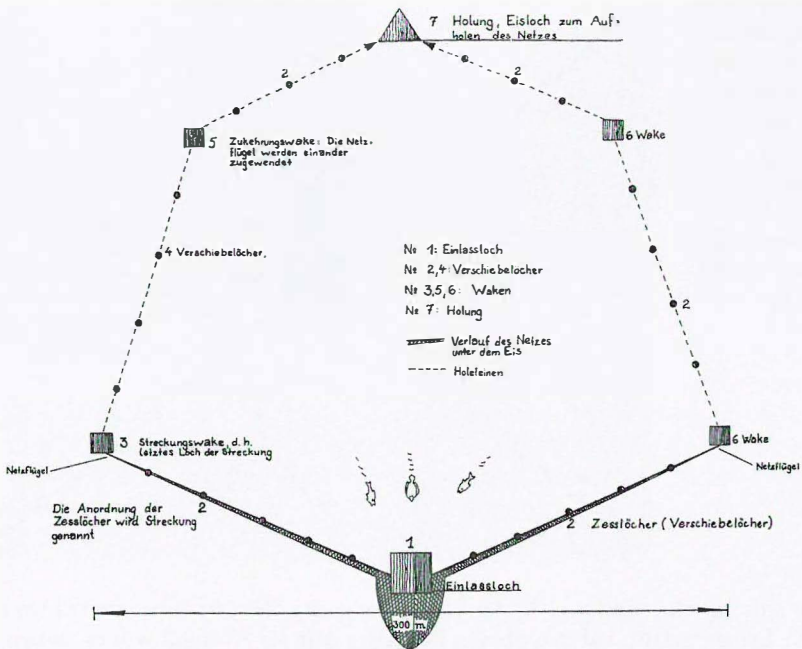
Mitte Februar, wenn langsam das Tauwetter einsetzte, der Schnee weniger wurde und das Eis zeitweise zu tauen begann, griffen die Fischer zu einer noch raffinierteren Fangmethode mit Winter- oder Großgarn. Ein gewaltiges Zugnetz wurde unter der Eisdecke mit Winden vorwärts bewegt. Zwei Fischer, die jeder ein halbes Netz besaßen, taten sich zusammen und suchten noch einige Männer, die als Gesellen arbeiten sollten. Insgesamt gehörten acht Männer zu diesem recht aufwendigen Unternehmen. Sie brauchten ein Netz mit zwei ca. 50 m langen und 2,50 m breiten Seitenflügeln. Genau in der Mitte, beim Fischen hinten, befand sich eine Öffnung mit einem Sack oder Steert, der so hoch wie das Netz breit und gut 10 m lang war. Die Maschenweite der Netzflügel war unterschiedlich, vorne weiter und hinten am Steert enger. Die vorderen Enden der Flügel sollten den Fisch

Während die Fischer des Samlandes das Klapperbrett seitlich in das Eisloch eingeschoben, wie dieses Schema zeigt, klemmten es die Fischer der Kurischen Nehrung diagonal unter das Eis. (Zeichnung: W. Botha)



auch nur aufscheuchen und nach hinten jagen. Das ganze Netz war oben und unten in dauerm dicke Leinen gefaßt, auf den oberen befestigte man im Abstand von ca. einem Meter etwa blumentopfgroße Schwimmer aus Kork, an die unteren Steine als Grundgewichte. Wenn das Netz später über den Grund gezogen wurde, der weich war, dann befestigte man zusätzlich zu den Steinen aus Tannenzweigen gebundene Wische daran, die aus frischen, unterarmdicken, ca. 30 cm langen Tannenzweigbündeln bestanden. Diese Wische hatten die Aufgabe, das Netz vor dem Einschneiden in weichen Schlickgrund zu bewahren. Als Ausrüstung brauchte man neben dem Zugnetz einen Schlitten zum Transport des Netzes, zwei ca. 15 m lange Stangen mit 12 cm Durchmesser, die zum Durchziehen der Leinen unter der Eisdecke benötigt wurden und zwei Windschlitten. Das waren eigens dafür gebaute und mit einer Winde versehene Schlitten, mit denen man das Netz unter der Eisdecke zog, zwei mit je einem Pferd bespannte Fischerschlitten mit einem großen Kasten zum Transport der gefangenen Fische. Außerdem brauchte man zwei für den Zugnetzfang geschmiedete Gabeln zum Schieben der Stangen unter der Eisdecke, zwei aus Holz gefertigte Haken zum Suchen der Stangen unter der Eisdecke, zweimal 60 m dünne Leine, zweimal 60 m dicke Leine, Reep genannt, an dem das Netz gezogen wurde, ein halbes Dutzend Eisäxte, mit denen Löcher ins Eis geschlagen wurden, ein großes Segel als Windschutz, etwa 2 x 8 m groß mit 5 bis 6 dazugehörigen Pfählen, außerdem Schaufeln, Besen, Kescher und einiges Kleinzeug.

Wenn nun die Mannschaft beisammen und die Ausrüstung vorbereitet war, ging es am frühen Morgen los. Nach einem kräftigen Frühstück, das jeder zu Hause einnahm, versammelten sich die Männer bei einem der Fischer. Ausgangspunkt war immer das Haus des Fischers, der dicht am Haff wohnte. In der Morgendämmerung spannte man die Pferde an, und der Zug setzte sich in Bewegung. An einen Fischerschlitten hängte man den Schlitten mit dem Zugnetz, an den anderen die beiden Windschlitten, die mit den beiden Stangen beladen waren. Die Männer saßen da, wo noch Platz war. Die Fahrt dauerte meist nicht lange. Am Fangplatz angekommen, wußte jeder, was er zu tun hatte. Einige Männer hackten kleine Löcher ins Eis, steckten Pfähle hinein und spannten das Segel darüber, schon war der Windschutz fertig. Andere schlugen ein großes Loch von 1 x 2,50 m ins Eis, und von



Schema der Löcher im Eis für die Eisfischerei mit dem großen Wintergarn. Im Gegensatz zu den Bezeichnungen im Samland nannte man auf der Kurischen Nehrung alle von Menschenhand gehackten Eislöcher Zesslöcher. Der Vorgang des Netzauslegens wurde als Zessen bezeichnet. Waken waren dagegen natürliche Eislöcher und größere Flächen, die nur schwer zufroren und für die Fischer und Pferdegespanne eine große Gefahr bedeuteten. (Zeichnung: W. Botha)

diesem Loch aus begann nun die eigentliche Fischerei unter der Eisdecke. Zuerst schob man die beiden Stangen, jede in eine entgegengesetzte Richtung, unter das Eis. Am hinteren Ende der Stangen war jeweils eine dünne Leine befestigt. Ein Fischer ging nun zum vorderen Ende der Stange. Wenn das Eis sauber war, konnte er die Stange unten sehen, wenn nicht, dann mußte er sie suchen. Er wußte ja, wieviele Schritte die Stange lang war. Dort schlug er ein kleines Loch, dreieckig, mit einer Seitenlänge von etwa 30 bis 40 cm, und fand meistens die Stange. Mit einer Gabel schob er sie nun vorwärts. Das Lochhacken und Stangeschieben wiederholte er, bis die dünne, 60 m lange Leine ausgestreckt war. Nun fischte er die Leine, an deren zweitem Ende die dickere Leine, das Reep, angebunden war, auf und zog die dünne Leine auf das Eis, bis das Reep kam. Ein anderer Fischer hatte in der Zeit den Windenschlitten an diese Stelle gebracht und mit einer Eisaxt, die fest ins Eis geschlagen war, verankert. Der Fischer legte jetzt das Reepende auf eine der Winden, begann zu drehen und zog so das Netz unter dem Eis voraus. Während der eine Fischer die Winde drehte, hatte der andere längst wieder die Stange weitersgeschoben, und die dünne Leine lag ausgestreckt, bis das Reep von der Winde genommen wurde, um sie erneut durchzuziehen. Das Reep zog man anfangs in eine Richtung, somit war das ganze Netz unter der Eisdecke, dann jede Hälfte in einer Richtung. Nun mußten die Stangen mit der Gabel um 90 Grad gedreht werden. Hatte man anfangs eine Stange nach Osten, die andere nach Westen geschoben, so ging es jetzt mit allen beiden in Südrichtung weiter. Diese Arbeiten wiederholten sich so 5 bis 7 mal. Die Leinen wurden durchgezogen, die Winden änderten ihren Standort, und so fischte man langsam den Grund ab.

Keineswegs aber ließ sich das Netz immer so problemlos unter der Eisdecke ziehen. Es lagen oft große Steine auf dem Grund oder Eisschollen hatten sich zu Eisbergen aufgetürmt und behinderten das Weiterziehen, auch war die Eisdecke unten nicht immer eben. In so einem Fall mußte viel Eis aufgehackt und das Netz, sofern man es gefunden hatte, rückwärts herausgezogen werden. Nicht selten war das Netz dann beschädigt und mußte repariert werden. Dann waren die Fischer schlechtgelaunt, die an diesem Tag schwer gearbeitet und keinen Pfennig verdient hatten.

Die beiden Fischer, denen das Netz gehörte, hatten selbstverständlich das Kommando über das Unternehmen. Sie überwachten den ganzen Ablauf. Sobald das Netz und auch der Steert unter der Eisdecke verschwunden waren, suchten die Bosse die Stelle auf, wo das Netz herausgezogen werden sollte. Das Windschutzsegel brachten sie zu der Stelle und stellten es auf. Die Männer, die die Stangen bewegten, mußten noch einmal ihre Richtung ändern. Um den Kreis zu schließen, mußten die Stangen zum Schluß in entgegengesetzte Richtung zu der, wo sie am Morgen unter das Eis geschoben wurden, herausgezogen werden. Ein dreieckiges Loch mit einer Seitenlänge von ca. 2,50 m wurde geschlagen. Zuerst zog man hier die Stangen heraus, die zu diesem Platz geschoben worden waren. Wenn der Mann mit der Winde das Netz zu der Ecke gezogen hatte und das Reep abgewickelt war, zog der andere mit der dünnen Leine das Reepende zum letzten großen Loch. Die Windschlitten wurden dicht am Loch verankert, so daß die Reeps sich kreuzten. Nun drehte man die Winde, bis das Netz kam und die Männer es mit den Händen fassen konnten. Die Spannung war groß, jeder der Männer wollte wissen, wofür er ein paar Stunden hart gearbeitet hatte. Zuerst kamen die weitmaschigen Seitenflügel zum Vorschein, hier hatten sich meist nur vereinzelt Fische verfangen, aber je weiter man zog, desto mehr Leben kam hervor. Mit dem Ziehen und Schütteln des Netzes wurden die Fische nach hinten gescheucht, wo sie sich im Steert sammeln sollten. Hatte man den Steert erreicht, zogen die Fischer so weit es ging. Oft war der halbe Steert voll Fisch und die Freude aller Beteiligten groß. Das ganze Netz lag nun auf dem Eis, nur das Steertende mit der Beute hing noch im Wasser. Mit Keschern schöpften nun die Männer den Fang in die Schlitten.

Die zwei Fischerbosse übernahmen den Abtransport des Fanges nach Hause. Die Fischer sahen auf Anhieb, wieviel Fisch sich in dem Steert befand. Es war dort alles vertreten, was das Kurische Haff an Fischarten zu bieten hatte: vom kleinen Kaulbarsch bis zum Zander, Brassen, Hecht und Quappe. Die beiden Bosse entschieden nun über den weiteren Ablauf des Tages. Wenn der Fang bescheiden war und in zwei oder bis zu vier Schlitten abtransportiert werden konnte, dann schüttete man die Fische erstmal aufs Eis, und es wurde noch ein Zug gemacht, wenn möglich ganz in der Nähe. Die Bosse halfen dann so lange, bis das Netz erneut unter der Eisdecke war, dann zogen die übrigen Männer das Netz, während die beiden Bosse den Fang vom ersten Zug nach Hause fuhren und neue Schlitten brachten. Wenn der Fang aber reichlich war und fünf, sechs Mal hin und her gefahren werden mußte, dann konnte kein zweiter Zug gemacht werden. Eine Gruppe hatte Anfang der vierziger Jahre mit einem Zug an die 250 Zentner gefangen, das waren so 25 Schlitten Fisch, daran hatten sie zwei Tage zu fahren. Wenn dann überraschend Tauwetter einsetzte, gestaltete sich der Transport des Fanges recht schwierig. Ein Schlitten, beladen mit zehn bis zwölf Zentnern Fisch, ein Pferd und ein Mann, das war für das mürbe werdende Eis zu viel. In so einem Fall spannte man das Pferd nicht direkt vor den Schlitten, sondern befestigte eine Leine an der Deichsel und 15 Meter weiter ans andere Ende der Leine kam das Pferd. Der Fischer setzte sich aufs Pferd, und ab ging die Post. Nicht selten konnte man zwischen Pferd und Schlitten eine Wölbung der Eisdecke erkennen. Mit Vorliebe setzten die Fischer uns Jungen aufs Pferd, wir waren ja lange nicht so schwer.

Sobald der erste mit Fisch beladene Schlitten zu Hause ankam, ging für die Frauen die

Arbeit los. Der ganze Fang mußte ja sortiert werden. Hierzu brauchte man einen größeren Raum. Es wurde ein 2 x 3 m großer Deckel auf zwei Holzböcke gelegt, wo der Fisch aufgeschüttet wurde. Nun waren viele Frauenhände nötig, die in stundenlanger Arbeit die Spreu vom Weizen trennten. Nicht selten ging das bis in die Nacht hinein. Von der anderen Haffseite, aus der Labiauer Gegend, kamen Fischhändler mit riesigen Pferdeschlitten, holten den aussortierten Fisch ab und verkauften ihn an eine Fischmehlfabrik. Wenn die Händler nicht kamen, dann mußten die Fischerfrauen selbst sehen, wie sie den Fisch verkauften oder bei den Bauern verschachteten. Die Fischerei mit dem Zugnetz wurde solange betrieben wie es das Eis zuließ. Am Tag war dann – Anfang März – Tauwetter, nachts aber fror es noch ganz gut. So war am frühen Morgen das Eis recht fest und man konnte noch die Pferde aufs Eis mitnehmen. Vorsicht war aber geboten! Ohne Pferde konnte diese Fischerei nicht betrieben werden.

Es kam in den letzten kalten Tagen auch vor, daß das Eis mürbe wurde und vom Ufer bis 100 Meter und mehr wegtaute. Dann hieß es für die Pferde schwimmen. Man schickte sie einfach vom Eisrand nach Hause. Sie gingen vorsichtig bis zur Eiskante, brachen ein und schwammen an Land. Sie wußten genau, es geht nach Hause zum warmen Stall. Die Männer ruderten mit Booten an Land. Das Zugnetz und die Ausrüstung wurden am Schluß auch durch das Wasser an Land gezogen. So endete die Fangsaison der Eisfischerei. Von den Einnahmen erhielt jeder der Bosse eine Hälfte und entlohnte seine Gesellen so, wie es abgesprochen war. Der erste Geselle erhielt $\frac{1}{4}$ von der Hälfte seines Bosses, der zweite bekam einen niedrigeren Teil und der Dritte erhielt täglich seinen Anteil Fisch direkt am Fangplatz, er konnte damit machen, was er wollte, Bargeld kriegte er nicht.

Jetzt kam eine Zeit, in der überhaupt nicht gefischt wurde. Man beschäftigte sich mit Reparaturarbeiten an den Netzen und den Ausrüstungsgegenständen. Doch es dauerte nicht lange, und der Frühling ließ sie die Lachsnetze vom Boden holen und lud ein zur ersten Fangreise in die Ostsee.

Brassen und Aale

Aber nicht alle Fischer beteiligten sich am Lachsfang in der Ostsee. Einigen erschien er zu gefährlich, den anderen waren die Lachsnetze zu teuer. Diese Gruppe wartete, bis das Haff eisfrei war, um dann die Laichzeit der Brassen und Plötze auszunutzen. Im April war es soweit. Die dickbäuchigen Fische versammelten sich in Ufernähe in den Schilfbuchten und streiften ihren Rogen ab. Man konnte immer wieder beobachten, wie sich die Schilfhalmbe bewegten, auch wenn völlige Windstille herrschte und keine Strömung das Wasser bewegte.

Zum Fangen der Brassen benutzte man dieselben Netze wie bei der Eisfischerei. Man legte die Netze am Abend um die Schilffecken aus, umspannte sie also direkt, und wenn die Fische zum Schilf wollten oder wieder zurück, dann verfangen sie sich massenweise in den Netzen. Am Morgen ruderte man dorthin und hatte meistens einen dicken Fang einzuholen. Wenn so ein Schwarm erwischt wurde, dann waren die Netze voll von Fischen. Die Fischer gingen auch früh am Morgen auf Jagd. Wenn sie losfuhren, lagen die Brassennetze auf der Bordwand des Kahnés klar zum Aussetzen. Nun ruderte ein Fischer ganz langsam und vor allem leise am Schilf entlang. Kein Geräusch durfte das Vorhaben stören. Er beobachtete die Wasseroberfläche wie ein Raubtier. Plötzlich sah er an einer Stelle Leben. Auf einer Fläche, so groß wie ein kleines Grundstück sah es so aus, als ob das Wasser kochte. Ein Schwarm Fische war dort am Tanzen, ob es Spiel oder Tanz oder die Vorbereitung auf die bevorstehende Laichprozedur war, wußten die Fischer nicht, und es war ihnen auch



*Sorgfältig wurden die Netze nach der Rückkehr der Fischer gereinigt und getrocknet, wenn nötig, ausgebessert und dann zusammengelegt.
(Foto: Kubnigh)*

nicht wichtig. Jedenfalls war der Fisch da. Vorsichtig und leise ließ man jetzt einen Stein auf den Grund als Anker für die Netze. Ganz langsam versuchte man nun die Stelle mit den Netzen zu umspannen. Schaffte man dies, so hatte man auch schon fast gewonnen. Der zweite Stein wurde auf den Grund gelassen, und durch Geräusche wie Klopfen auf Holz oder Schlagen mit dem Riemen gegen die Bordwand beendete man das Spiel. Der Schwarm stob auseinander und die Netze waren voll. Mehrere Zentner Brassen waren Eigentum des Fischers. Auf diese Art konnte sehr viel Fisch gefangen werden. Das lohnte sich aber nur, wenn jemand da war, der den Fisch abnahm, z.B. die Genossenschaft. Als zwölfjährige Jungen holten wir uns Netze von Vaters Netzboden und fischten in der Laichzeit nach Plötzen, ein bis zwei Zentner fingen wir mit Leichtigkeit, jedenfalls war unser Taschengeld immer gesichert. Kein Mensch hat im Zweiten Weltkrieg daran gedacht, daß die Brut geschützt werden mußte. Es wurde wild drauflos gefischt, die Genossenschaft war ja da, und man konnte alles anschleppen, was nur gefangen werden konnte. Doch so wie alles im Leben endete auch die Laichzeit der Weißfische.

Im Mai/Juni war der Aal dran. Dieselbe Gruppe, die sich zuvor zum Eisfischen zusammengetan hatte, ging dann im Haff auf Aalfang. Der Aal wurde mit Angelhaken auf flachem Grund in Schiffsnähe unweit vom Ufer gefangen. Die Fangmethode war etwas anders als die beim Dorschfang in der Ostsee. Die Aalangelschnüre sollten möglichst dünn sein, etwa grobe Zwirnstärke. Immer 2 m voneinander entfernt hing eine Vorschnur mit einem 2 bis 3 cm langen Angelhaken, und hier verwendeten die Fischer lebendige Köder.

Zuerst mußten Köderfische gefangen werden. Man fischte sie im Haff dicht an Land mit einem hierfür gefertigten Zugnetz, jede Seite des Netzes war so 4 bis 5 m lang und hatte beim Fischen hinten einen Sack von 2 m Länge. Zum Fischen ging man bis zum Bauch ins Wasser und zog das kleine Netz einige Meter durchs flache Wasser und dann zum Strand. Man fing den kleinen Gründling, er war hierfür geeignet. 600 bis 800 Stück brauchte man, um einmal die Aalhaken zu bestecken. Man machte diese Arbeit nicht zu Hause wie bei den Dorschhaken, sondern ließ die kleinen Fischchen in einer mit Löchern versehenen Kiste im Wasser, damit sie noch etwas länger am Leben blieben. Am Nachmittag fuhr man hinaus und legte die Angelschnüre aus. Mit einem kleinen Kescher holte man nun die kleinen Fischchen aus der Kiste, die im Schlepp außenbords am Kahn befestigt war, schüttete sie auf ein Brett, und ein Mann fing an, die Angelhaken zu bestecken. Die Schnur lief langsam ins Wasser und auf jeden Haken steckte er ein Fischchen. Den Haken drückte er dem Köder einfach hinter den Kopf durch den Nacken, so daß der kleine Fisch noch am Leben blieb, denn so bisßen die Aale am besten an. Wenn die Schnüre ausgelegt waren, ruderte man nach Hause, die Aale wußten ja nun, was sie zu tun hatten. Früh am Morgen ruderte man zu den Schnüren und holte sie ein. Der Fang war meist gut.

Der Aal aus dem Kurischen Haff war besonders schmackhaft, er wurde grün in Dillsoße gekocht, gebraten und sehr gerne geräuchert. Der Aal ließ sich immer gut vermarkten, ob bei den Badegästen oder in den Geschäften in Königsberg. Wir kannten den Aal aus dem Kurischen Haff, aus der Ostsee und aus vielen anderen Gewässern, aber der Aal aus dem Haff war mit Abstand der beste. Den ganz großen Aalen schnitt man beim Schlachten nicht wie sonst den Bauch auf, sondern den Rücken und klappte ihn auseinander. So räucherete er besser durch. Der aufgeklappte Aal war dann so breit wie zwei große Männerhände. Auch war er bei weitem nicht so fett, als wenn er rund geräuchert wurde.

Fishing on the Curische Nehrung – A fisherman's son reminisces about his childhood in Sarkau between 1930 and 1945

Summary

This article focusses on the living and working conditions of residents of the Curische Nehrung, a narrow strip of land between the Courland Lagoon and the Baltic Sea. Following World War II this spit was occupied by the Russian army and closed to public access. The expulsion of the old-established fishermen's families from the Curische Nehrung represented the end of the fishing tradition there.

Until the age of twelve I lived in Sarkau, a small fishing village on the Curische Nehrung. As a child I witnessed the everyday working life of the men, who put out to sea daily in the ice-free months, and the women, who were in charge of preparing the fishing equipment for the catch and processing and selling the fish. To an extent I also participated in the work.

Depending on the weather, the residents of the Curische Nehrung fished either in the Courland Lagoon or in the Baltic Sea. The open fishing boats, 10 or 12 metres long, were driven by sail and oar. Three to four men made up a crew; the owner was in command and received a few extra baskets of fish per trip in return for the use of his boat. Since the villages of the Curische Nehrung had no harbours, the fishermen were compelled to take their boats in and out through the surf and pull them up onto the beach. The use of bigger boats was therefore out of the question. There were harbours in larger fishing towns such as Neukuren and in the villages on the Samland coast, and the fishermen there used cutters of a greater size and ventured farther out to sea.

In the weeks following the thaw, salmon was caught with drift nets 18 metres in length. Each fisherman owned 25 to 30 of these nets; thus some 100 could be knotted together for the haul. Even a take of 20 to 30 salmon was considered satisfactory as they could be sold for a very high price. The fishermen divided the haul among themselves according to weight and need, and made a contribution to the common purse. Every weekend the accounts were settled.

Beginning in May, the men went after cod with fishhooks. For a lure they used small sand lauces caught on the beach long before sunup. The baiting of the hooks was the women's job; after piercing a bit of launce they stuck each hook into a split wooden rod, carefully lining up 120 hooks in each rod so that the strings would not get tangled. The hook strings were then tied to a fishing line at intervals of 1.2 metres. When all had been tied and set out, the fishing lines of each fishermen's cooperative were several kilometres long. At night the haul was taken by the fishermen to Königsberg by horse and cart for sale on the fish market.

In the summertime mainly flounder was caught. It was smoked and sold in Königsberg or to tourists right in the village. As the flounder was caught in fixed nets, most of the women's work was in smoking it. For this purpose there were pits filled with the glowing coals of pine cones; the fish were hung over them on sticks. Eel was also caught with fishhooks, smoked and sold to tourists or on the Königsberg market. In this case the women were responsible for the sale but not for preparing the hooks. As the lure was live fish, gudgeons, the fishermen took over the task of baiting the hooks on their way out to the fishing grounds.

When the beach was icy in the wintertime, the fishermen who owned a *Keitelkahn* in the Courland Lagoon went fishing there. The flat-bottomed *Keitelkähne* were

some 15 metres in length and built of oak with a mainmast approximately 12 metres high. They had a cabin and were thus equipped for cold weather. The heavy trawl net they carried was called a *Keitel*, giving the boat its name. Stones were hung onto the chains towing the net to prevent it from lifting off the sea bed. While trawling the fishermen also raised the leeboard typical of the *Keitelkahn*; the rudderless board drifted, held back by the heavy net. Occasionally ice would form along the shore while the fishermen were underway. Once when I was out fishing with my father, we had to sail into ice at full speed in order to reach land. We spent the night on board, waiting until the ice could carry us.

Usually the lagoon froze over by mid-December. When the ice was thick enough, fishing for ruffe commenced and with it the so-called *Klapperfischerei* ("clatter fishing"). A hole of one square metre was chopped into the ice and nets were let down through it into the water. Then one end of a one-by-five metres board was shoved under the frozen surface. The other end lay on top of the surface and a fisherman beat time on it, frightening the fish with the sound. With a little luck, they would swim straight into the net in swarms. Sleds were used to cart them ashore. Bream was also caught primarily in winter through the ice, particularly when the winter was very cold and ruffe was scarce. For catching bream fixed nets were set out in the water through holes in the ice. Every few days the fisherman had to chop the holes open again in order to haul in the nets.

As winter drew to a close, the men fished with the *Großgarn*, an enormous dragnet some 50 metres in length with "lateral wings" 2.5 metres wide. It was set out under the ice with long poles to which the dragging lines were fastened, and was pulled along beneath the frozen surface with the aid of winches. In the middle was a 10-metre-long sack into which the fish, frightened by the moving net, would swim. The net was lined with linen as thick as man's thumb. Cork floats were fastened to the upper edge at intervals of one metre; the lower edge was weighted down with stones. When the net was pulled across soft ground, bundles of fir branches were tied to the stones to protect the net from damage. To pull in the net, winch sleds were anchored to the ice quite close to the edge of the hole. When the sack finally appeared, often full to bursting with fish, it was left hanging in the water while the catch was lifted onto the ice with landing nets. In the early 1940s, 250 centners of fish were caught with the *Großgarn* – 25 sleds loads requiring two days to take ashore. Transport difficulties arose when a thaw set in just after a large haul had been made. During the last cold days of winter the ice had often thawed 100 metres or more away from the shore. At the edge of the ice the horses broke through and had to swim the rest of the way home.